«ERINNERUNG BEDEUTET ANERKENNUNG.» Fatma Sagir, Alphabet der Sehnsucht, Edition Schreibstimme

DIE JUNGGESELLIN

ZEITUNG ÜBER GASTARBEIT IN DER SCHWEIZ

Freitag, 16.12.2022
Diplom ETH HS 2022: Leonie Charlotte Wagner
Chair of Affective Architectures + Chair of the History of Art and Architecture

Nº 01

Junggesellenhäuser, Kohlendreieck. Foto: Baugeschichtliches Archiv

«Sie sind ja nur provisorisch gebaut.»

Die Junggesellenheime in der Zürcher Brauerstrasse wurden 1965 von der SBB mit einer temporären Baubewilligung gebaut. Sie sollten 10 Jahre später wieder abgerissen werden. Heute stehen sie seit 57 Jahren. Die vier Gebäude wurden ursprünglich für alleinstehende männliche Gleisarbeiter errichtet. Bis heute beherbergen sie grösstenteils Gastarbeiter:innen. Seit dem Jahr 2000 werden die Gebäude von der SBB an die Sersa AG, eine Gleisbaufirma, untervermietet.

Interview: Leonie Charlotte Wagner

Zürich, Junggesellenheime an der Brauerstrasse. Oktober 2022.

Marion ist die Hausmeisterin der Junggesellenheime. Sie sitzt auf den Treppenstufen vor dem Hauseingang, die Hände auf die Knie gestützt. Gerade kommen zwei Männer aus dem Haus, die einen Kühlschrank abtransportieren.

Entschuldigung, darf ich Sie kurz stören? Wohnen Sie hier?
Ja, ich bin die Hausmeisterin hier.

Dann wissen Sie sicher eine Menge über die Gebäude... Leben und arbeiten Sie hier?
Ja, genau. Ich wohne dort drüben. [deutet nach rechts]. Mein Sohn wohnt auch hier.

Arbeitet er auch für die Sersa AG?
Nein, er ist bei einer Sicherheitsfirma angestellt.

Wohnen Sie schon lange hier?
Seit zehn Jahren. Aber ich war früher schon öfter hier auf Besuch. Mein Ex-Mann hat hier gewohnt, als ich noch in Deutschland war. Er fand eine Stelle in der Schweiz und ist hier eingezogen.

Und dann sind auch Sie hergezogen?
Ich habe die Stellenanzeige für die Hausmeisterin gesehen, da habe ich mich beworben. In meinen anderen Jobs war es schwierig. Nachdem in Ostdeutschland all die Fabriken schlossen, habe ich als ungelernte Pflegekraft gearbeitet, manchmal auch in der Kinderbetreuung.

Wohnen denn eigentlich ausser Ihnen noch immer nur Männer hier?
Hauptsächlich, ja. Es gab auch Frauen. Aber meistens gab es Streit. Einmal wohnte eine junge Frau hier. Aber das ging nicht lange... Die Zimmer werden von der Sersa AG vermietet.

Arbeiten alle Bewohner:innen für die Sersa?
Nein, nur ein Teil. Es gibt fixe Zimmer für die Angestellten der Sersa, die meisten arbeiten als Gleismonteure. Einige arbeiten für die SBB, andere für Zeitarbeitsfirmen oder als Industrie-Maler.

Und wie lange leben die Bewohner:innen hier im Schnitt?
Das ist sehr unterschiedlich. Die ehemalige Hausmeisterin ist seit 20 Jahren hier. Manche haben noch das Barackendorf Herdern miterlebt.
>BARACKEN

Wohnen auch Schweizer:innen hier?
Ja, einige wenige. Der Grossteil kommt aus Italien, einige aus dem Kosovo. Manchmal haben wir auch Polen. Viele sind Wochenaufenthalter und andere wohnen immer hier.

Wie wohnt es sich hier?
Gut, eigentlich. Manchmal gibt es natürlich Streit. Dann muss ich schlichten. Immer wieder bin ich kurz davor die Polizei anzurufen. Aber meistens geht es ohne.

Und worum geht es in den Streitereien?
Ach, das weiss ich gar nicht im Einzelnen. Es reden ja auch nicht alle Deutsch. Aber oft geht es um Lärm oder Alkohol.

Gibt es denn genügend Platz?
Die Zimmer sind schon sehr klein.

Wie gross ist das Zimmer, in dem Sie leben, wenn ich fragen darf?
Etwas geräumiger als die restlichen Zimmer, die 8 m gross sind[2]. Meines ist vielleicht 14 m[2].

Werden die Zimmer möbliert vermietet?
Ja. Manche machen es sich richtig gemütlich hier. Es gab sogar mal einen, der hat sich Parkett in seinem Zimmer verlegt. Sonst gibt es ein Lavabo in jedem Zimmer.

Und die Küchen?
Es gibt Gemeinschaftsküchen auf jeder Etage. Da steht ein Tisch mit vier Stühlen. Viel Platz ist da nicht. Manche kaufen sich eigene Kühlschränke und stellen sie in ihre Zimmer. Dann

GLOSSAR

BARACKE

Eingeschossiges Gebäude in leichter Bauweise, das ausser kleinen Nebenräumen nur einen oder einige, dann gewöhnlich in der Längsachse aneinander gereihte Haupträume umschliesst. Baracken dienen als Unterkunftsräume für Truppen und Arbeiter oder zur Krankenpflege. [...] Vorteilhaft zerlegt man den Innenraum der Baracke in eine Anzahl Abteilungen von mässiger Grösse je für 12-20 Mann ausreichend. Diese Teilung erhöht die Annehmlichkeit des Barackenlebens und leistet der Sittlichkeit und Ordnung Vorschub. [...] Sind mehrere Baracken zu einem Barackenlager vereinigt, dann ist noch auf Einrichtung von Spritzenhaus, Desinfektionsanstalt, einigen Krankenzimmern, besonderen Isolierräumen, Duschbad, Waschküche, Trockenboden, Speisesälen, Verkaufsräumen für Speisen und Getränke Bedacht zu nehmen. [...] Für Kriegszwecke benutzt man jetzt fast ausschliesslich transportable Baracken, die fabrikmässig hergestellt werden.

Meyers Grosses Konversationslexikon. 6. Auflage, 2. Band, Leipzig / Wien 1906, S. 362 f.

BETT

Das Bett ist also der individuelle Raum schlechthin, der elementare Raum des Körpers, (die Bett-Monade), derjenige, den auch der durch Schulden völlig entstellte Mensch behalten darf: der Gerichtsvollzieher hat nicht die Macht, dein Bett zu pfänden.

Georges Perec, Species of Spaces and Other Pieces, Übersetzung l.c.w.

BOARDINGHOUSE

Von engl. Verpflegung / Verköstigung. Das Boarding House ist ein Wohnkomplex, in dem die Bewohner:innen ihre Räume für einen begrenzten Zeitraum mieten und in dem die Hausarbeit ≥HAUSARBEIT professionalisiert und entlohnt wird. Die Zimmer sind von ihrer Ausstattung her an privaten Wohnungen ausgerichtet. Der Service reicht von sehr geringem Angebot bis hin zu einem hotelmäßigen Roomservice.

Website des Deutschen Hotel- und Gaststättenverbandes Dogma & black square: Like a rolling stone. Revisiting the architecture of the boarding house, 2016.

gibt es noch Gemeinschaftsbäder. Eigentlich auf jedem Geschoss eines, nur bei uns im Haus muss man in den Keller gehen.

Und wie steht es um Gemeinschaftsräume?
Es gibt einen Aufenthaltsraum. Aber der wird nicht mehr genutzt, er ist mit Möbeln zugestellt.

Früher wurde er aber genutzt?
Ja, die Eisenbahner haben dort gelernt. Es gab ein Telefon. Das benutzt heute ja niemand mehr. Alle telefonieren über ihr Handy. ≥ TELEFON

Würden Sie mir den Gemeinschaftsraum vielleicht einmal zeigen?
Ja, das kann ich machen.

Wir gehen über die Waschküche in das Haus. Im Aufenthaltsraum stehen gestapelte Stühle, eine weisse Sofagarnitur, ein paar Pflanzen und Kinderspielzeug.

Wenn dieser Raum nicht mehr genutzt wird, wo finden denn heute gemeinschaftliche Treffen statt?
Im Sommer gibt es im Hof manchmal Feste. Dort wird grilliert. Wir müssen aber immer aufpassen, dass wir nicht zu laut sind, sonst beschweren sich die Nachbarn.

Gibt es denn Kontakt zur Nachbarschaft?
Nein, eigentlich gar nicht.

Welche Rolle spielt die Sersa in den Gebäuden?
Von der Sersa wird die Reinigung der Gemeinschaftsräume organisiert. Ich muss nur noch die Einzelzimmer putzen. Das Büro der Sersa war ja einmal hier. [deutet auf ein altes Haus rechts].

Wer ist jetzt in dem Gebäude?
Ein Künstler. Aber es gibt keinen Kontakt.

Sind die Zimmer gut belegt?
Ja, wir sind eigentlich immer voll. Es gibt einige Zimmer, die freigehalten werden. Wenn jemand seinen Schlüssel verloren hat, lasse ich ihn rein und er kann dann dort schlafen.

Und wie steht es um Besuch?
Besuch ist erlaubt, aber es gibt ja nur wenig Platz. Man kann dann ein Zimmer dazubuchen, wenn Besuch kommt.

Wie hoch sind die Mieten?
600 CHF.

Das ist ein hoher Preis für 12 Quadratmeter! Haben Sie mal überlegt umzuziehen?
Ja, ich hätte mit meinem Sohn in eine 4-Zimmer-Wohnung ziehen können. Aber der Weg zur Arbeit wäre weit gewesen und wir haben ja nur ein Auto. Das braucht mein Sohn.

„THE WANDERER SOMETIMES TRIES TO RECREATE WHAT HAS BEEN LEFT BEHIND, IN A NEW PLACE.“

DEBOARAH LEVY, REAL ESTATE

Wir gehen wieder in Richtung Hauseingang. Vor dem Haus sagt Marion: Ich hoffe die Gebäude werden nicht abgerissen. Sie sind ja nur provisorisch gebaut.

Junggesellenhäuser, Kohlendreieck, Brauerstrasse 118, Foto: Baugeschichtliches Archiv

EINZELPERSON

Die mit der Industrialisierung einhergehende neue Gesellschaftsordnung widerspiegelte sich auch in einer damit verbundenen wohnungspolitischen Debatte und der Entstehung neuer Wohnmodelle, wie dem Einfamilienhaus und dem Boardinghouse wider. Neben der Ausbreitung der Kernfamilie entstanden neue Haushaltstypen mit Alleinstehenden oder Witwen, aber auch mit Student:innen und Stadtnomaden, die bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts keinen eigenen Wohnraum auf dem Wohnungsmarkt zur Verfügung hatten.

ERINNERUNG

Da die meisten Unterkünfte für Migrant:innen / Gastarbeiter:innen provisorisch gebaut werden, verschwinden sie oft ebenso schnell wieder aus dem Stadtbild, wie sie gebaut wurden. Mit dem architektonischen Erbe geraten auch die Geschichten ihrer Bewohner:innen in Vergessenheit.
Erinnern bedeutet Anerkennung, schreibt Fatma Sagir im Alphabet der Sehnsucht.
(>siehe Vergessen)

GASTARBEITER:IN

Als Gastarbeiter:innen werden die Arbeitsmigrant:innen bezeichnet, die in den 1950er und 1960er Jahren gezielt nach Deutschland und in die Schweiz angeworben wurden, um den Arbeitskräftemangel in der Nachkriegszeit auszugleichen. Sie trugen in hohem Maße zum sogenannten Wirtschaftswunder bei. Es handelt sich um ein Wort der Alltagssprache, nicht um einen amtlichen Begriff, welcher «diese Menschen homogenisiert, Frauen einschliesst und dennoch häufig ganz ignoriert.»[1] Den Namen «Gastarbeiter» erhielten die Arbeitsmigrant:innen, weil ihr Aufenthalt nur vorübergehend sein und sie in ihr Heimatland zurückkehren sollten. Viele der ausländischen Arbeitskräfte blieben jedoch dauerhaft und holten ihre Familien nach.

1 Fatma Sagir, Alphatbet der Sehnsucht, Edition Schreibstimme

HAUS-ARBEIT

In Boardinghäusern ist die Hausarbeit i.d.R. professionalisiert und entlohnt. Die Untermieter:in ist von der Arbeit befreit, das Haus zu unterhalten und für seine Bewohner:innen zu sorgen.

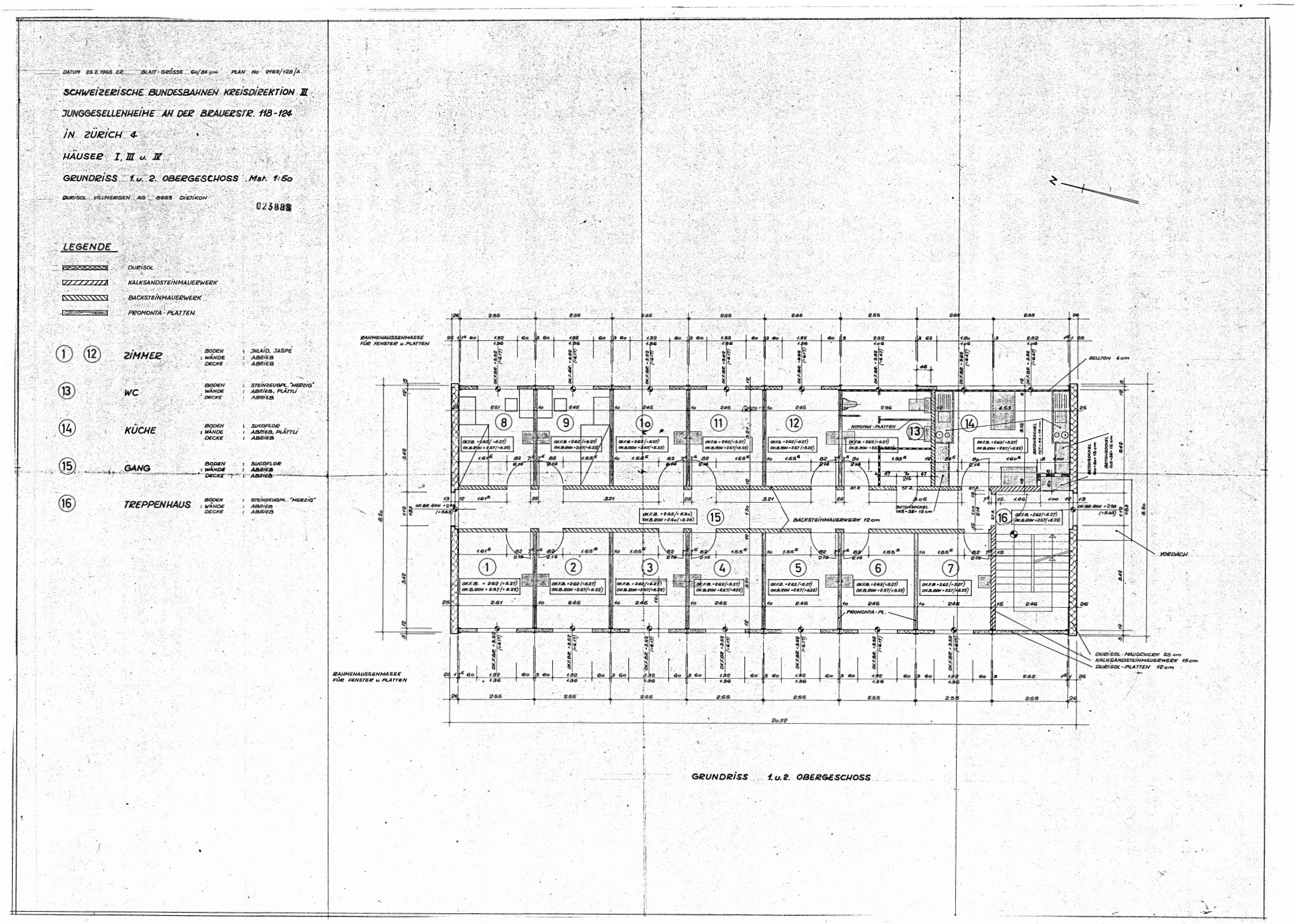
Dogma & black square: Like a rolling stone. Revisiting the architecture of the boarding house, 2016, S. 22.

HÄUSLICHER BESITZ

Da die Mieter:innen der Boardinghäuser oft nur einige Monate in einem Zimmer wohnen, haben sie keine Beziehung zu den Gegenständen und Möbeln, die sie täglich benutzten; ein großer Koffer ist in der Regel das einzige Zeichen für materiellen Besitz.
Heutige Wohngemeinschaften konzentrieren sich in der Regel auf ein einziges Thema: die Notwendigkeit, Platz zu teilen, um Geld zu sparen. Das Boardinghouse bot jedoch noch etwas anderes - die Möglichkeit, zu leben, ohne ein Gefühl des häuslichen Eigentums

«ALS TYPOLOGISCHE VERTRETER DES GEMEINSCHAFTLICHEN WOHNENS AUF ZEIT ERZÄHLEN DIE JUNGGESELLEN-HEIME VON DEN TEILWEISE PREKÄREN LEBENS- UND ARBEITSBEDINGUNGEN ZAHLREICHER ARBEITSKRÄFTE IN DEN JAHREN DER HOCHKONJUNKTUR UND DES WIRTSCHAFTSBOOMS.»

STADT ZÜRICH, AMT FÜR STÄDTEBAU, SBB OBJEKTE STADT ZÜRICH: INVENTARERGÄNZUNG 2020, S. 94



Grundriss Bestand, Plan: SBB Archiv

zu entwickeln, sowohl an Gegenständen als auch an anderen Haushaltsmitgliedern. In Boardinghäusern brauchte man keine Möbel zu besitzen oder sich an Haushaltsgegenstände zu binden; die Mieter:innen hatten die völlige Freiheit, ihre Wohnung zu jedem beliebigen Zeitpunkt zu verlassen.

Dogma & black square: Like a rolling stone. Revisiting the architecture of the boarding house, 2016, S. 22, 40, übersetzung l.c.w.

LEDIGENHEIM

Ledigenheime wurden im wilhelminischen Deutschland zwischen 1890 und 1914 populär, als die Typologie zu einem sozialen Projekt wurde. Die Gebäude enthielten Einzelkabinen für alleinstehende Männer, mit Bade- und Essensmöglichkeiten im Erdgeschoss. Die Kantinen der Ledigenheime waren oft für die Öffentlichkeit zugänglich.

Gebäude: Ledigenheim München, Theodor Fischer, 1927

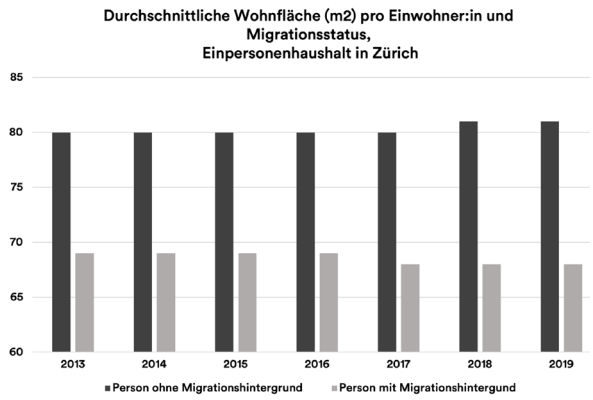
Lageplan Bestand, Plan: Leonie Charlotte Wagner

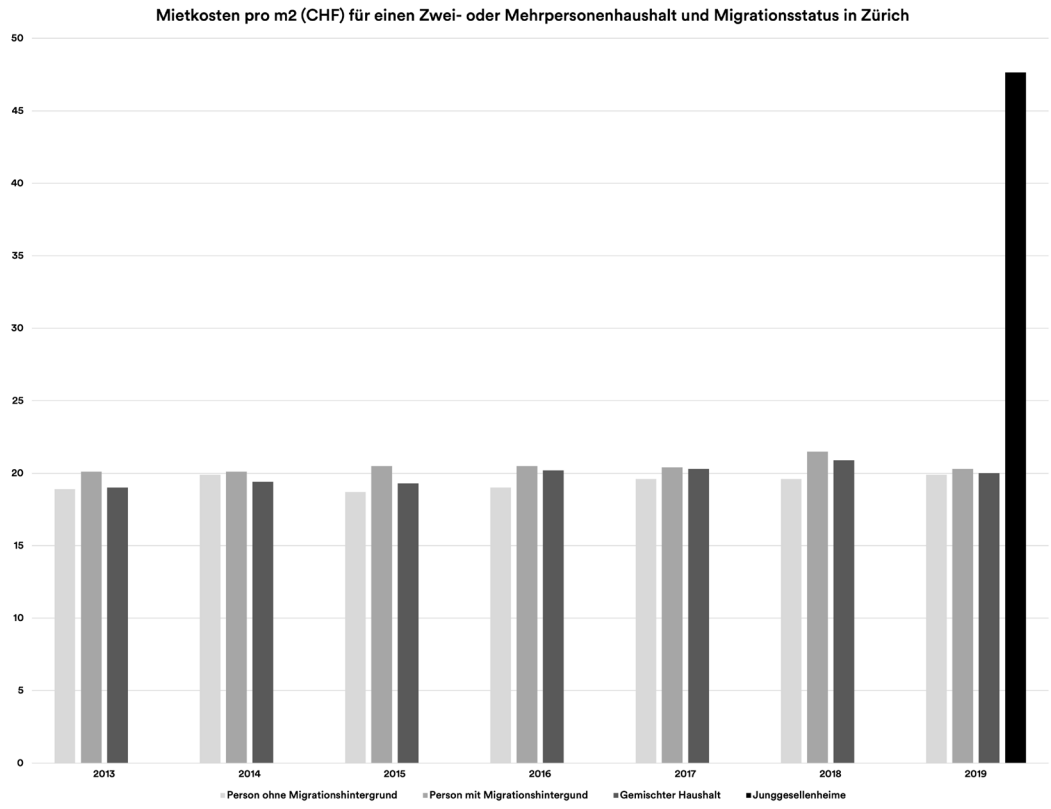
EINE FRAU KOMMT MIT EINER SCHERE UND EINER KLEINEN PLASTIKTÜTE IN DER HAND UND BESCHNEIDET DIE PFLANZEN. SIE LEBE SEIT 20 JAHREN IN DEM GEBÄUDE UND KÜMMERE SICH UM DEN GARTEN, ERZÄHLT SIE AUF ITALIENISCH. SIE HABE IHN ANGELEGT, IHN SOZUSAGEN AUS ITALIEN MITGENOMMEN.

FELDNOTIZEN, SEPTEMBER 2022

PRO-KOPF QUADRAT-METER- VERBRAUCH NACH MIGRATIONS-STATUS

QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK 2021





«Laut den Vereinten Nationen (UNO)zählen zu einer angemessenen Wohnsituation die Sicherstellung der Wohn-und Mietverhältnisse, der Zugang zu Wohnraum auch für benachteiligte Gruppen, die Erschwinglichkeit, Grösse, Qualität und Lage einer Wohnung, der Anschluss an Infrastruktur und die Möglichkeit, kulturelle Identität beim Wohnen frei leben zu können.»

Eveline Althaus, marie Glaser, Michaele Schmidt: Wohnen in prekären Lebenslagen: Angebote der Wohnhilfe für Benachteiligte in der Schweiz, in:Wohnen nach der Fliucht. 2021, S. 344

LEDIGENHEIME FÜR FRAUEN

Frauen durften aufgrund ihrer rechtlichen und finanziellen Stellung die Wohnangebote der Ledigenheime nicht wahrnehmen. Erst mit der im Laufe des 20. Jahrhunderts zunehmenden Erwerbstätigkeit von Frauen, wurde ihre Unabhängigkeit gestärkt. Es kam zu einer neuen, klassen- und schichtenübergreifenden Lebensform, der selbstständigen Frau, die sich in neuen Wohnmodellen manifestierte. Allerdings war dies meist mit dem Zölibat verbunden, da für Berufe wie Lehrerin, Krankenschwester oder Büroangestellte lange Zeit das so genannte beamtenrechtliche Zölibat galt. Wenn eine Frau heiratete, musste sie oft ihre Erwerbstätigkeit aufgeben. Erst die Folgen des Ersten Weltkriegs führten dazu, dass die Lebensform der berufstätigen Frau langsam gesellschaftliche Anerkennung fand. Vor allem die Frauenbewegung setzte sich für eine neue Wohnform mit Kleinstwohnungen ein, um der neuen weiblichen Lebensform genügend Freiheit und Legitimität zu geben. Ein selbständiges Wohnen war damals für Frauen nicht vorgesehen.

Susanne Schmid, Dietmar Eberle und Margrit Hugentobler: Eine Geschichte gemeinschaftlichen Wohnens, 2019, übersetzung l.c.w.

Die Vorstellung, dass eine Frau allein lebt, war in weiten Teilen der westlichen Welt ein Skandal, und die Vorstellung, dass eine Frau einem Haushalt vorsteht, war schlichtweg unmöglich.

Dogma & black square: Like a rolling stone. Revisiting the architecture of the boarding house, 2016, S. 30, übersetzung l.c.w.

Gebäude: Frauenwohnkolonie Lettenhof, Zürich, Lux Guyer, 1927

PROVISORIUM

Von lat. «provisio», Vorsorge, bezeichnet eine für den vorübergehenden Zweck eingerichtete Sache, wobei die zeitliche Beschränkung des Gebrauches von vornherein festgelegt wird. Unterkünfte für Migrant:innen werden in den meisten Fällen als Provisorien gebaut, obwohl Migration nichts Vorrübergehendes, sondern ein fester Bestandteil der heutigen Wohnformen ist.

SAISONNIERSTATUT

Das Saisonnierstatut von 1934 regelte die Vergabe von Kurzaufenthaltsbewilligungen für ausländische Arbeiter in der Schweiz bis 2002 (für Personen aus der EU) bzw. 1991 (für Personen aus anderen Ländern). Es ermöglichte Schweizer Unternehmen, ausländische Arbeiter:innen während wenigen Monaten (einer «Saison», daher die Bezeichnung) in der Schweiz zu beschäftigen. Hinter dem Saisonnierstatut stand die Idee, ausländische Arbeitskräfte für die schweizerische Wirtschaft zu gewinnen, ohne dass sich diese langfristig in der Schweiz niederliessen. Dadurch sollten billige, ungelernte Arbeitskräfte für die Industrie, die Bauwirtschaft und die Fremdenverkehrsindustrie gewonnen werden, die bei Bedarf auch rasch wieder abgebaut werden konnten. Dies war besonders

«Viele Väter holen ihre Kinder über das Wochenende her.»

Interview: Leonie Charlotte Wagner

Zürich, Junggesellenheime an der Brauerstrasse. November 2022.

Teich im Garten der Junggesellenheime, der von einem Bewohner angelegt wurde. Foto: Leonie Charlotte Wagner, 2022

Marion sitzt am Tisch des Gemeinschaftsraumes.

Hier, wo der Kirschbaum steht, war früher der Platz zum Feiern, der Grillplatz. Da standen zwei Bänke. Sie wurden entfernt, weil sie morsch waren. Später hat die Sersa AG Biergarnituren gebracht, die jetzt jeweils vor den Häusern stehen.

Wie ist der Garten entstanden? Haben die Bewohner:innen einfach begonnen anzupflanzen?
Frank hat den Steingarten und den Brunnen gemacht. Frau T. hat die Obstbäume gepflanzt und den Gemüsegarten angelegt.

Wohnt Frank noch hier?
Nein, er ist weggezogen. Andere haben den Garten dann übernommen und weitergepflegt.

Die Bewohner:innen pflegen den Garten selbst?
Ja. Der Garten wird viel genutzt. Es wird auch viel gegrillt. Mich stört, dass oft Zeug nicht weggeräumt wird.

Verständlich. Wie läuft denn der Prozess ab, wenn eine Person bei Ihnen einziehen möchte?
Wir haben viele Nationalitäten. Die Interessent:innen rufen zuerst bei uns an und fragen, ob sie ein Zimmer bekommen können. Sie müssen uns ihren Ausweis bringen, dann wird auf dem Kreisbüro gemeldet, dass sie hier ein Zimmer haben. Wer nicht arbeitet, bekommt kein Zimmer.

Wissen Sie, welche Aufenthaltsgenehmigungen die Bewohner:innen haben?
Wir hatten schon A, Kurzaufenthalter. B und C haben wir auch viel. Wir haben auch Bewohner:innen die schon länger hier sind. Ich denke, dass sie über den Asyldienst in die Schweiz gekommen sind. Wie der Taffa, der schon lange in der Schweiz ist. Er bekommt auch Wahlzettel, also müsste er schon eingebürgert sein. Er arbeitet in Luzern. Zuerst hatte er eine 4-Zimmer-Wohnung und jetzt musste er in ein kleines Zimmer ziehen.

Wie kam das?
Sein Vermieter hat den Vertrag aufgelöst. Er hat dann Mieter:innen einziehen lassen, die mehr zahlen.

Meinen Sie, es wäre interessant für die Bewohner:innen, wenn es zusammenschaltbare Zimmer gäbe? Zum Beispiel wenn ein Paar einzieht, oder Mutter und Sohn?
Nein, ich glaube das wäre keine gute Idee. Man weiss ja nicht, wie sich Mutter und Sohn verstehen. Mein Sohn wohnt auch hier. Aber wir haben jeder unser eigenes Zimmer, das finde ich gut. Wenn es etwas zu besprechen gibt, dann gehen wir in sein Zimmer oder in meines. Wir haben unsere Zimmer auch ganz unterschiedlich eingerichtet. Der Jens hat ein Bett, einen Schrank und einen eckigen Schreibtisch, der rings um das Zimmer geht. Er hat einen Fernseher und einen Computer.

Vielleicht sind Mutter und Sohn ein schwieriges Beispiel. Aber wenn wir über Familien nachdenken, könnte ein Schaltzimmer dann interessant sein?
Also Familien passen einfach nicht so hierher, würde ich sagen.

Aber Kinder sind ab und zu hier, oder? Ich habe vorhin einen Jungen gesehen.
Ja, viele Väter holen ihre Kinder über das Wochenende hierher.

Übernachten sie auch hier?
Ja, aber nur am Wochenende. Der Moreis, der hier oben wohnt, holt seine Tochter am Wochenende. Er hat eine Couch in seinem Zimmer und sein Bett. Wenn seine Tochter kommt, zieht er die Couch aus.

Dafür gibt es Platz genug in den kleinen 8 Quadratmeter Zimmern?
Wir haben ja grössere Zimmer hier in diesem Gebäude.

Wieviel grösser sind sie ungefähr? Doppelt so gross?
Nur ein bisschen grösser, ich glaube 4 mal 3.5 Meter. Circa 14 m^2, würde ich sagen.

Das macht schon einen Unterschied, wahrscheinlich?
Ja. Aber ich muss sagen, Franz-Peter drüben in seinem kleinen Zimmer, hat genauso ein grosses Bett wie ich: 1 Meter 40. Das muss er zwar quer vor sein Fenster stellen, aber das geht.

Der von einer Bewohnerin angelegte Gemüsegarten, Foto: Leonie Charlotte Wagner

Wie haben Sie denn ihr Zimmer eingerichtet?
Ich habe einen schönen Schrank, einen Schreibtisch, mein Bett und auf der anderen Seite nochmal einen Schrank und einen zweiten Schreibtisch und Regale. Und ich habe trotzdem noch genügend Platz. Ein anderer Mitbewohner hat gleich rechts, wenn man reinkommt, seinen Computer und einen schönen Sessel. Über seinem Bett hat er eine Kante gemacht, an die er eine Lichterkette angebracht hat. Das sieht wunderbar aus. Und Peter, der wohnt drüben, hat ein 1.20 Meter Bett, das steht gleich rechts neben der Tür. Markus hat zum Beispiel nur eine Schlafcouch, die er auszieht und einen kleinen weissen Ikea-Tisch.

Meinen Sie, ein eigenes Bad wäre etwas, das die Bewohner:innen sich wünschen würden?
Ja, das wäre etwas. Und ein etwas grösseres Zimmer.

Und wie gefiele Ihnen die Vorstellung ein Badezimmer mit Dusche mit einer zweiten Person zu teilen?
Das könnte ich mir auch vorstellen. Das wäre so wie im Krankenhaus. [Lacht] Dann müsste es eine ganz andere Raumaufteilung geben.

Momentan sind die Küchen und die Badezimmer gemeinschaftlich und eigentlich auch der Gemeinschaftraum, der ja leider nicht mehr genutzt wird. Gäbe es noch andere Räume, die gut für die Gemeinschaft wären, wenn zum Beispiel am Wochenende die Kinder zu Besuch sind?
Ursprünglich waren die Gebäude ja nur für Männer gedacht. Die Sersa hat die Regeln ja schon gelockert. Mittlerweile darf man Besuch empfangen. Aber nur bis 22 Uhr. Oder man mietet ein Zimmer dazu, wenn man Besuch bekommt. Dann können die Gäste auch über Nacht bleiben. Aber durch die Pandemie hat sich vieles geändert. Wir vermieten zurzeit auch keine weiteren Zimmer. Die bleiben erstmal frei für unsere Mitarbeiter.

für Wirtschaftszweige attraktiv, die von starken jahreszeitlichen Schwankungen betroffen waren. Eine gesellschaftliche Integration oder der Nachzug von Familien war nicht vorgesehen.

WIKIPEDIA, HTTPS://DE.WIKIPEDIA.ORG/WIKI/SAISONNIERSTATUT

SCHLAFGÄNGER

Vor der Einrichtung von Boardinghäusern mieteten sich Seeleute und andere Arbeiter oft Zimmer in Familienwohnungen. Diese Lösung konnte die große Zahl der vertriebenen Arbeiter, die Mitte des 19. Jahrhunderts in die Industriegebiete strömten, nicht aufnehmen und wurde schließlich durch Einrichtungen wie die Boardinghäuser ersetzt. Damit entwickelte sich zum ersten Mal seit den Klosterbauten und den Beginenhöfen eine Wohnform, die grundsätzlich auf ein Leben ohne Kinder ausgerichtet war und sich vor allem an Einzelpersonen richtete. ≥EINZELPERSON

SECONDOS

Italien. für «Zweite / Zweiter». Ein Secondo bzw. eine Seconda ist ein Sammelbegriff, für Kinder von Migrant:innen, die in der Schweiz geboren wurden, seit vielen Jahren in der Schweiz leben oder eingebürgert sind. Es handelt sich vor allem um die Kinder der Einwanderer aus den 1960er und 1970er Jahren. Der Begriff wird heute auch in anderen Ländern für die zweite Generation der Einwanderer genutzt.

WIKIPEDIA, HTTPS://DE.WIKIPEDIA.ORG/WIKI/SECONDO

STADTNOMADE

Der Begriff «Stadtnomade» wurde in den 1960er und 1970er Jahren von dem Kommunikationswissenschaftler Marshall McLuhan verwendet. Er bezeichnete damit eine Person, die mit relativ hoher Geschwindigkeit durch die Welt reist, im Idealfall ohne festen Wohnsitz. In den 1980er Jahren wurde der Begriff verwendet, um eine Zeit vorherzusagen, in der eine wohlhabende, entwurzelte Elite auf der Suche nach permanenter Gewinnmaximierung global agiert und global mobil ist. Gleichzeitig entstehen große Migrationsströme von Arbeitnehmer:innen, die nach einem regelmäßigen Einkommen suchen.

TELEFON

Hören ist eine Art Berührung aus der Ferne.

R. MURRAY SCHAFER

Da die Gastarbeiter:innen während ihres Aufenthaltes in der Schweiz von ihren Freunden und Familien getrennt waren bzw. sind, spielt(e) das Telefon eine wichtige Rolle, um Kontakte aufzunehmen.

VERGESSEN

Das Vergessen ist ein machtvolles Instrument. Wer es bestimmen darf, zu vergessen, und wer entschieden darf, wer oder was vergessen werden soll, hier liegt die Macht. Zu bestimmen, was

Durch Corona wird weniger vermietet?
Ja, alles ist zurück gegangen.

Momentan gibt es ja einen Waschkeller für alle Bewohner:innen. Wie viele Maschinen stehen dort?
Drei Waschmaschinen und zwei Trockner. Das funktioniert sehr gut. Die Arbeitssachen werden von den jeweiligen Firmen gereinigt.

Wie sind die Bewohner:innen auf die Häuser verteilt?
Zwei Blöcke sind für die Sersa und die SBB gedacht. Zum einen, weil hier die Zimmer grösser sind. In den anderen Häusern ist es gemischt, die Bewohner:innen arbeiten in verschiedenen Branchen und kommen aus vielen Nationalitäten. Man merkt den Unterschied, bei uns Festangestellten ist alles sauberer.
Dort drüben wohnen Portugiesen und ein Deutscher, die haben sich ihre Küche selbst eingerichtet. Das ist es sehr häuslich, wie bei uns.

Funktioniert die Gemeinschaft eher geschossweise oder geht man auch manchmal in die Küche in anderen Geschossen und unterhält sich dort?
Viele gehen für einen Abend in ein anderes Geschoss.

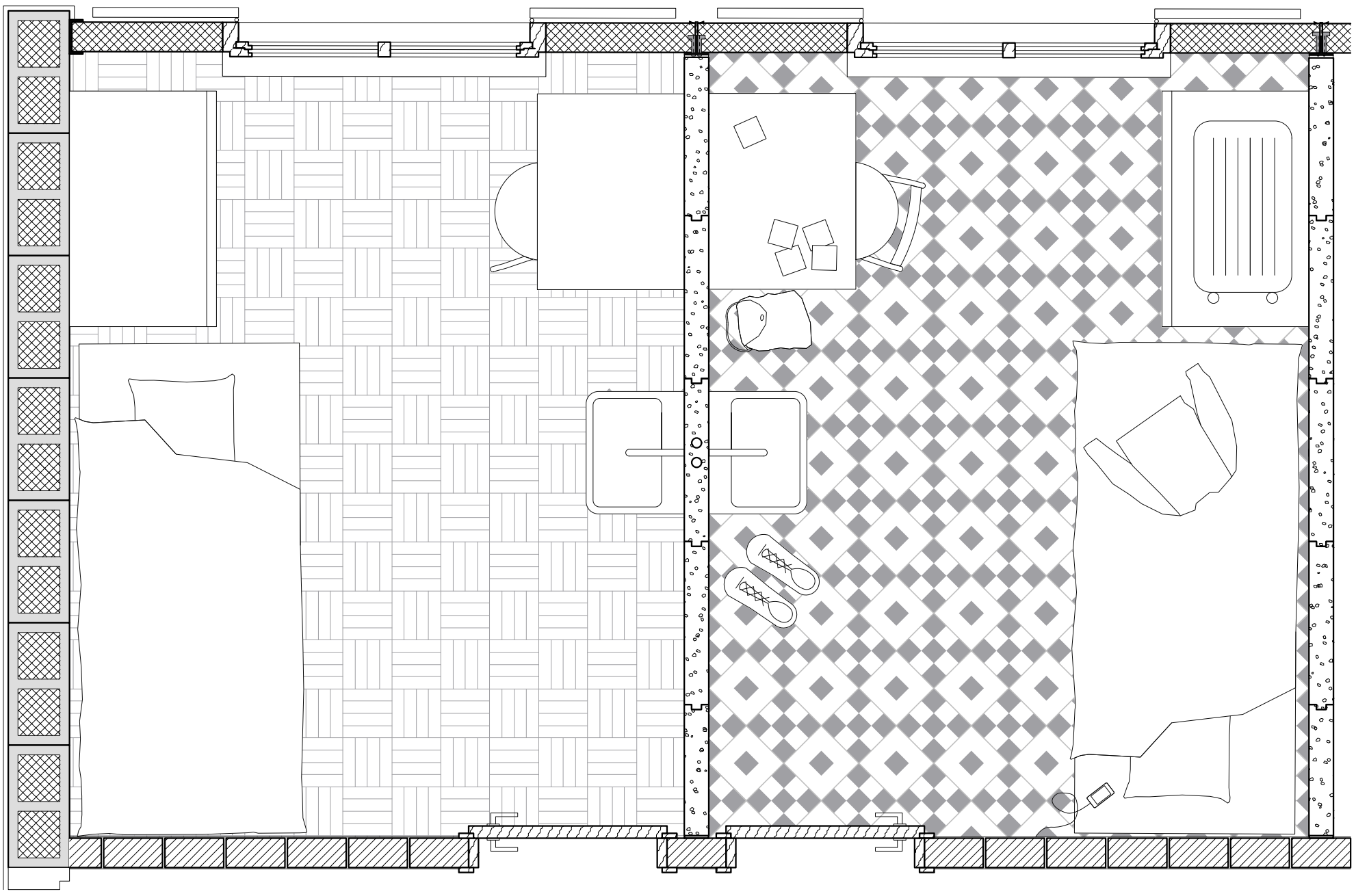
Und gehen Sie manchmal zum Kaffeetrinken in eine andere Küche?
Ja, ich werde ab und zu auf einen Kaffee eingeladen. Man lädt sich gegenseitig ein. Der eine macht zum Beispiel jedes Jahr für seine Bekannten eine Weihnachtsfeier. Dann schieben wir die Tische zusammen und gekocht wird dann eben auf der anderen Seite der Küche.
Früher haben hier in diesem Gemeinschaftsraum die Eisenbahner gelernt. Wir haben sogar eine Küche hier, mit Durchreiche. Und heute ist alles zugestellt. Hier war ein kleiner Raum, wo sich sie Mitarbeiter:innen umziehen konnten. Hier ist mein Büro. [Schliesst die Tür auf]. Hier lagert auch die Bettwäsche für die Bewohner:innen.

Ganz herzlichen Dank. Ich muss mich langsam verabschieden.
Gern. Ich komme mit nach draussen. Ich will noch die Badevorhänge austauschen und waschen. [wir stehen vor der Haustür].Hier draussen haben wir immer wieder Probleme mit Drogenabhängigen.

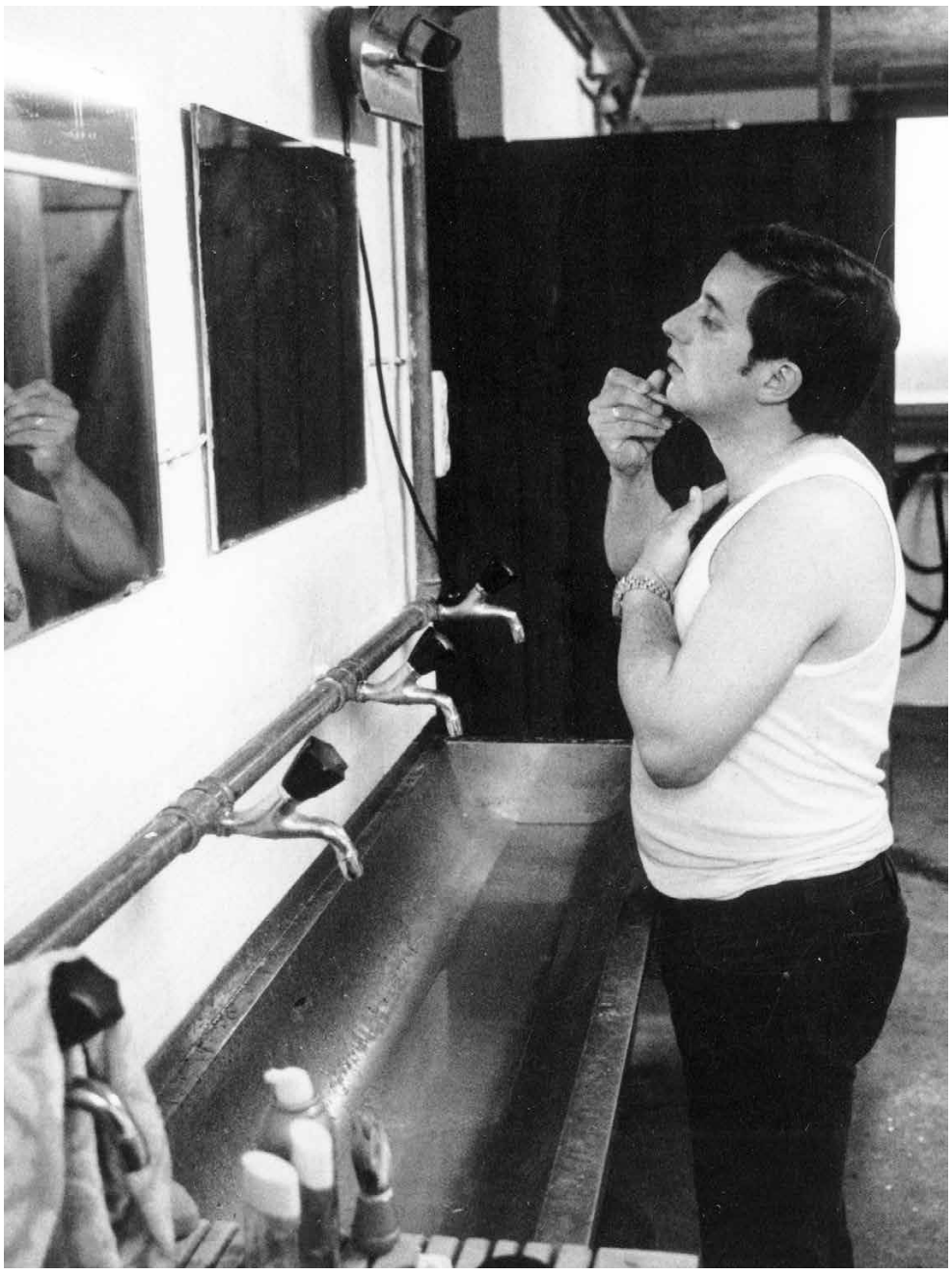
Die Personen kommen in die Höfe der Junggesellenheime?
Ja, das ist ja ein super Versteck hier hinter den Häusern. Vor 14 Tagen musste ich die Polizei rufen, weil einer, der sich hinter dem Haus gespritzt hat, über die Blumen getrampelt ist. So was kann ich ja nicht alleine machen, da brauche ich Unterstützung. Wissen Sie, das Tor ist ja nicht zugeschlossen. Früher, als ich hier ankam, waren die Tore immer verschlossen. Jetzt haben die Leute etwas in die Schlösser gesteckt, sodass man nicht mehr abschliessen kann.

Dann hoffe ich, dass Sie heute Nachtruhe geniessen können.
Ruhe haben wir, die sind ja nicht laut. Aber hier wird überall an den Fassaden herumgeschmiert. [zeigt auf Graffiti]. Das ist Kreis 4! [lacht]. Dafür hat man gute Anbindungsmöglichkeiten.

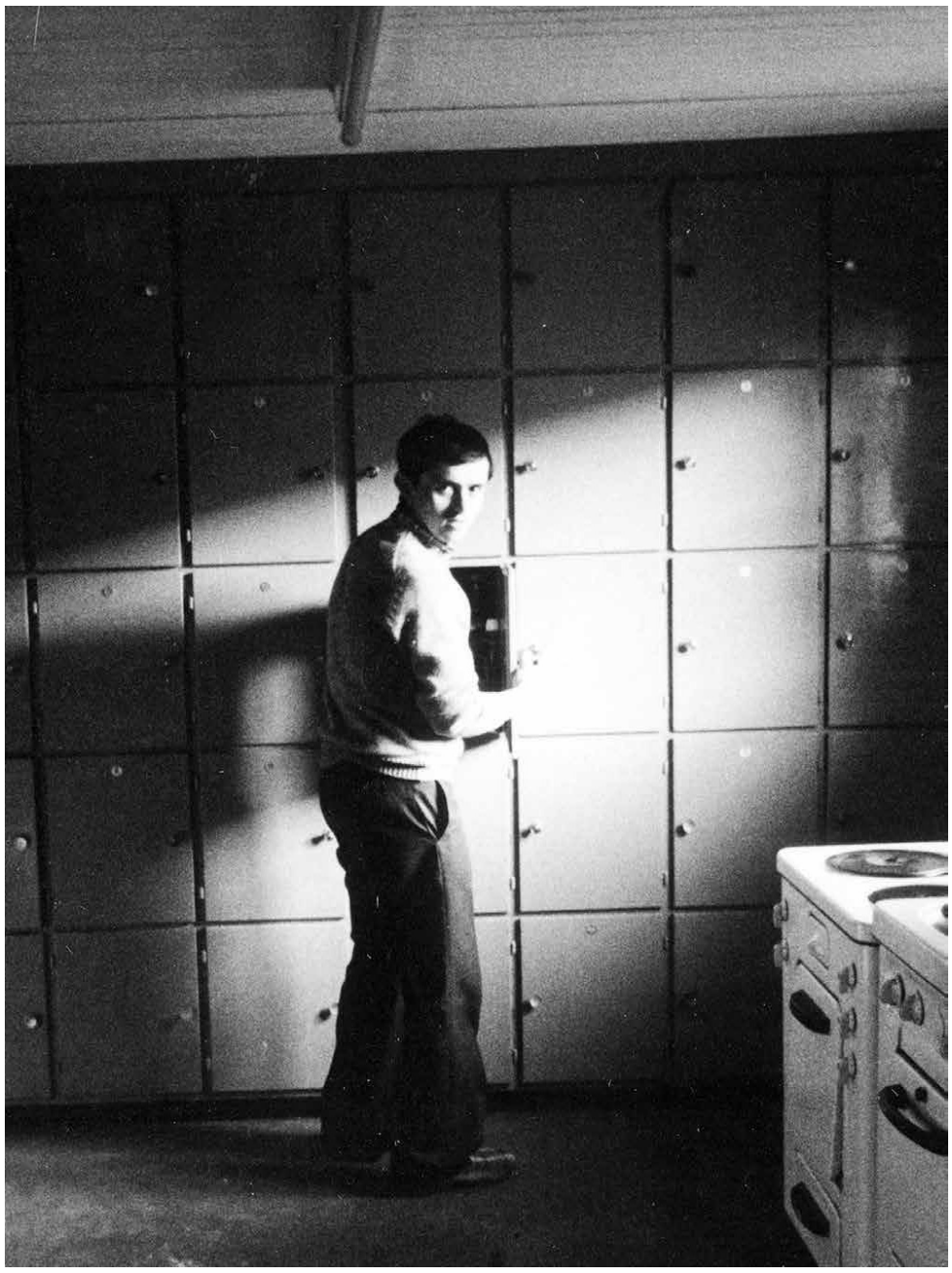
> wert ist, erinnert zu werden. [...] Mit dem Vergessen werden jene bedacht, die nicht dazugehören. Jene, die nur Beiwerk, nur Statisten, nur lästige Garnitur sind, die man wegtipst, bevor man sich dem eigentlichen Hauptwerk zuwendet. Niemand will vergessen werden.
> ≥ERINNERUNG
>
> Fatma Sagir, Alphatbet der Sehnsucht, Edition Schreibstimme, S. 122



1:25 Grundriss von zwei 8 m2 Zimmern in den Junggesellenheimen, Plan: Leonie Charlotte Wagner



Morgentoilette an der Waschrinne in der Baracke, 1984. Foto: Uri Werner Urech/Schweizerisches Sozialarchiv/GBI



Saisonnier vor seinem Schliessfach, 1984. Foto: Uri Werner Urech, Schweizerisches Sozialarchiv/GBI

«ES IST KEIN PLATZ FÜR UNS IN DEN HÄUSERN, DIE WIR SELBER BAUEN»

ZITAT AUS: ALEXANDER J. SEILER/ ROB GNANT / JUNE KOVACH, «SIAMO ITALIANI », 1964

Vier Italiener schlafen auf vier Quadratmetern Fläche,Etzwilen TG, 1971. Foto: Gregor Fust/RDB

Baracken am Stadtrand

Die SVP will das Land abschotten, Kontingente und das Saisonnierstatut wiedereinführen. «Das hilft nur den Unternehmern», sagt Ex-Saisonnier Bruno Cannellotto.

Interview: Marco Geissbühler

Wie sind Sie als Saisonnier in die Schweiz gekommen?
Das war 1957. Ich war 18-jährig. Eigentlich wollte ich die Kunstschule machen. Als mein Vater starb, starb mit ihm auch dieser Traum. Ich musste arbeiten, um meine Familie zu ernähren. Bei uns im Dorf in der Nähe von Triest im Friaul gab es nur Bauern und Maurer. Wer kein Land hatte, wurde Maurer. So bin ich auf dem Bau gelandet. Dann, nach zwei Jahren, hat mich der Chef einer Baufirma aus Wallisellen ZH angeworben. Der war jeden Winter bei uns im Dorf und rekrutierte Saisonniers. Den Job zu erhalten war kein Problem. Die Grenzkontrolle war eine andere Geschichte. Das war Gewalt gegen Tausende von Menschen.

Gewalt?
Die Grenzpolizei hat uns eine Nacht lang am Bahnhof von Chiasso festgehalten. Und am Morgen mussten wir alle durch eine medizinische Musterung. Das war reine Schikane. Dann, in der Firma, haben unsere Chefs die Saisonbewilligung und den Reisepass konfisziert und an die Gemeinde geschickt.

Sie haben Ihnen alle Papiere abgenommen? War das legal?
Nein, das war es eigentlich nicht. Sie haben es trotzdem getan. Unsere Pässe haben wir erst zurückerhalten, nachdem wir Ende Saison auf der Gemeindeverwaltung unsere Steuern bezahlt hatten. Besonders schlimm, wenn während der Saison zu Hause eine Mutter oder ein Kind starb. Der Saisonnier musste sofort abreisen, damit er rechtzeitig zur Beerdigung kam. Wenn dann die Gemeindeverwaltung geschlossen hatte ... Viele gingen das Risiko ein und fuhren ohne Pass über die Grenze. Im Alltag hiess es «schaffe, schaffe, schaffe». Auch am Samstag, fünfzig Stunden in der Woche auf der Baustelle. Ausserdem unbezahlte Überstunden am Sonntag. Kontrollen gab es da keine mehr.

Wie lange dauerte eine Saison?
Die Saison fing am 1. März an und ging bis Ende November. Nach diesen neun Monaten blieben dir zwei, maximal drei Tage, um auszureisen.

Wussten Sie zu dem Zeitpunkt, ob Sie im folgenden Jahr wieder kommen können?
Nein, wir hatten immer alles eingepackt, als wir abreisten. Erst etwa drei Wochen vor der nächsten Saison hast du den neuen Vertrag bekommen. Und wenn nicht ... Diese Unsicherheit war belastend. Und sie gab den Chefs eine totale Kontrolle über die Saisonniers. Darum wehrte sich keiner gegen die tiefen Löhne, die unbezahlten Überstunden und die harten Lebensbedingungen. Erst mit einer Jahresaufenthaltsbewilligung bekamst du ein wenig Sicherheit.

Wie kamen Sie an eine Jahresaufenthaltsbewilligung?
Nach 45 Monaten als Saisonnier in der Schweiz konnte man sie beantragen. Also nach fünf Jahren.

Sie selbst haben die Bewilligung aber erst nach neun Jahren erhalten. Weshalb?
Die Bewilligung bekamst du erst, wenn du alle Saisons komplett hattest. Fehlte in einer Saison nur ein einziger Tag, musstest du wieder bei null anfangen. Davon wusste ich nichts. Wegen einer dreimonatigen Weiterbildung in Italien bin ich im vierten Jahr ein paar Tage zu spät in die Schweiz eingereist.

Eine harte Strafe für ein kleines Missgeschick.
Ja, bei mir war es ein Missgeschick. Aber bei vielen anderen haben die Chefs das ausgenutzt: Wenn der Luigi, der Antonio oder der José gute Arbeiter waren, haben sie alles getan, damit die Betreffenden keine Aufenthaltsbewilligung bekamen. Denn mit der Bewilligung hattest du die Freiheit, woanders arbeiten zu gehen. Einen Job in der Fabrik zu suchen. Darum haben die Chefs die neuen Verträge so kurzfristig geschickt. Oder die Leute kurz vor Ende der Saison entlassen.

Wie hat man damals auf Schweizer Baustellen gearbeitet?
Wir haben Material benutzt, das in Italien längst als veraltet galt. Die Buden haben nie in Maschinen investiert. Denn die ausländischen Arbeitskräfte waren so billig ... Viele Zehntausend Arbeiter haben sie in die Schweiz geholt. Alleine aus meinem Dorf mit 2000 Einwohnern arbeiteten 150 Leute in der Schweiz.

Und all die Saisonniers kamen immer auf Anfang Saison in die Schweiz?
Ja, 130 000 Italienerinnen und Italiener mussten in wenigen Tagen einreisen. Das war alles perfekt von A bis Z durchorganisiert. Die Planung der Bauprojekte, die Investitionen: Alles war auf die Saisonniers ausgerichtet. In allen Baufirmen standen Massen von Schaufeln, Hämmern und Kellen bereit. Nur für die Menschen, die kamen, war nichts vorgesehen.

Es gab Baracken?
Ja, sie haben schnell, schnell Baracken aufgestellt. Vier Leute in einem Zimmer, viel zu wenige Duschen und WC. Die Firmen bauten ihre Baracken am Stadtrand, damit die Arbeiter die Leute in der Stadt nicht störten. Und weil sie dort weniger zahlen mussten für den Boden. In Zürich stand ein grosses Barackendorf am Leutschenbach, in der Nähe der heutigen Fernsehstudios. Die Arbeiter mussten jeden Morgen zwei Kilometer gehen, bis sie an die erste Tramhaltestelle beim Bahnhof Oerlikon kamen.

Und ganze Familien lebten in diesen Baracken?
Nein, nur die Bauarbeiter. Die Saisonniers durften ihre Familien nicht mitnehmen. Ehefrauen konnten sich als Ledige ausgeben und unter ihrem Mädchennamen einreisen, wenn sie eine eigene Saisonnierstelle hatten.

Was passierte mit den Kindern?
Wer die Kinder nicht bei den Grosseltern lassen konnte, parkierte sie in religiösen Internaten oder Klöstern in der Nähe der Grenze. Zum Beispiel in Varese. Die Nonnen dort haben in jenen Jahren ein gutes Geschäft gemacht. Andere mussten ihre Kinder mitnehmen und versteckten sie hier.

Es gab Kinder, die jahrelang die Wohnung nicht verlassen konnten. Die nie in die Schule gehen durften. Nie die Sonne sahen. Viele Kinder wuchsen bei Verwandten auf. Eine Bekannte von mir hatte eine Tochter, die nannte ihre Mutter nur noch: «Die Frau, die mir Schokolade bringt.»

«Gastarbeiterinnen» nannte man sie in der Schweiz.
Es war nicht erwünscht, dass wir ein Teil der Gesellschaft wurden. In der Arbeitswelt schon. Dort konnten wir uns integrieren. Ausserhalb nicht. Viele aus meiner Generation können alles, was es auf dem Bau gibt, perfekt auf Deutsch benennen. Aber in der Apotheke oder wenn sie ihre Kinder in die Schule begleiten mussten, fehlten ihnen die Worte.

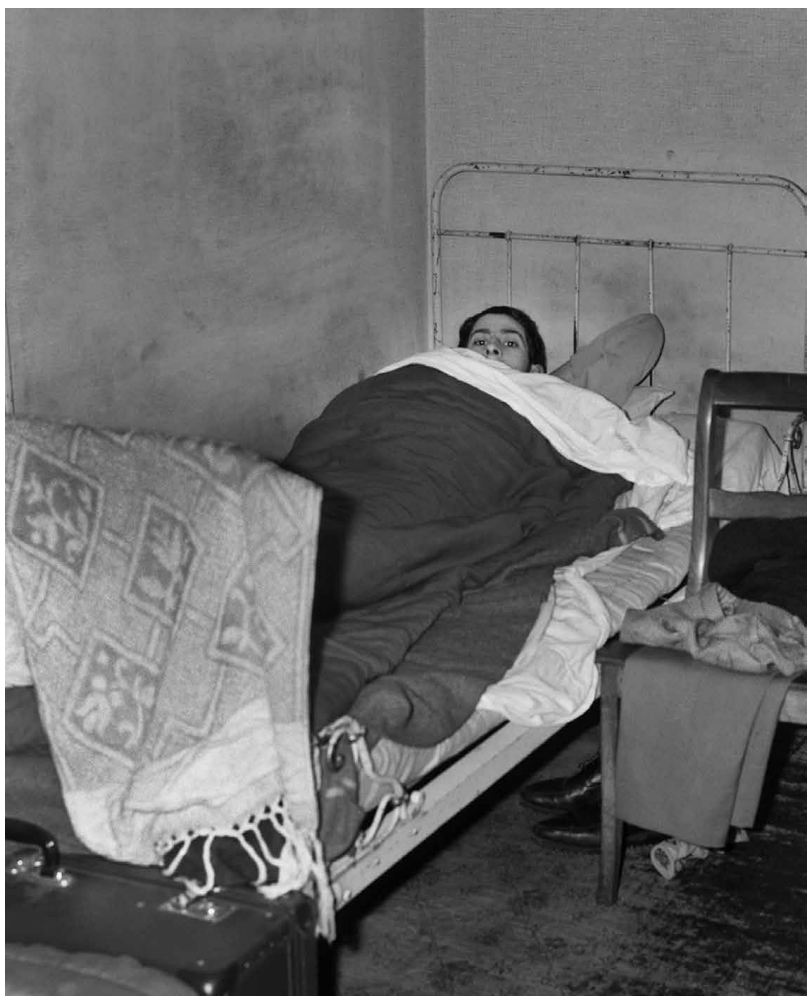
Sie sprechen fliessend Deutsch.
An der Gewerbeschule in Zürich Oerlikon habe ich mich mal für einen Deutschkurs angemeldet. Bis eines Tages der Lehrer sagte: «Heute ist ein wichtiger Tag für Italien. Vor 20 Jahren befreiten deutsche Fallschirmspringer Mussolini.» Da habe ich ihm die Bücher zurückgegeben und bin gegangen. Am Ende habe ich mir alles selbst beigebracht. Ich habe viel gelesen. Deutsch finde ich eine phantastische Sprache. Ich höre sie gerne. Zum Beispiel schaue ich mir im Fernsehen die Debatten im deutschen Bundestag an. In der Gewerkschaft habe ich später manche Berufskonferenzen simultan übersetzt, von Malern, Gipsern, Maurern.

1963 hat die Schweiz Kontingente für Ausländer eingeführt. Was war die Wirkung?
Vielen Migranten war nicht klar, was die Kontingentierung für sie bedeute: erhielten sie nun keine neue Bewilligung mehr? Oder würden sie etwa nach der Einreise aussortiert werden? Das schürte die Angst und machte sie erpressbarer. Sonst hat die Kontingentierung nichts gebracht. Als Gewerkschaftssekretär sass ich in den 1970er Jahren in der zuständigen Aufteilungskommission. Wir waren zwei Gewerkschafter und zwei Unternehmer. Wir teilten den Baufirmen die Bewilligungen zu. Die Firmen haben immer das Maximum verlangt. Hatte eine Firma zu wenig Arbeiter, stellte sie einfach über eine andere Firma, die ihr Kontingent noch nicht ausgeschöpft hatte, Leute ein. Wir in der Kommission hatten keine Mittel, das zu kontrollieren oder zu verhindern.

Was konnten Sie für die Saisonniers herausholen, als Sie Gewerkschaftssekretär wurden?
Vieles, was ich selber erlebt hatte, hörte ich als Gewerkschaftssekretär wieder von anderen. Wie hätte ich das alles stoppen können? Es gab immer massenhaft Leid. Aber wir haben vieles verbessert. Wir haben ein Barackenreglement für die ganze Schweiz durchgesetzt. Das hat die hygienische Situation verbessert. Wir haben auch erreicht, dass die Gesamtarbeitsverträge für alle galten. Wir haben kontrolliert, dass es keine Schwarzarbeit und kein Lohndumping mehr gab. Und vor allem haben die Gewerkschaften einen grossen Beitrag für das Zusammenleben geleistet: In den Gewerkschaften konnten alle – egal ob Ausländer oder Schweizer – als Gleichberechtigte zusammenarbeiten. Sie haben sich kennengelernt, indem sie gemeinsam ihre Probleme lösten.
SVP-Präsident Toni Brunner will wieder Saisonniers und Kontingente einführen. Was halten Sie davon?
Das gibt noch mehr Druck auf die Migranten. Und schlechtere Löhne für alle, auch für die Schweizer.
Von der Initiative profitieren nur die Unternehmer. Heute brauchen wir einfache Regeln, die alle Unternehmer einhalten müssen. Und gute Arbeitsverträge, damit sie die Löhne nicht drücken können.

Bruno Cannellotto (75) wuchs in einem kleinen Dorf in der Nähe von Triest in der italienischen Region Friaul auf. 1957 kam er erstmals als Saisonnier in die Schweiz, nach Wallisellen ZH. Zwischen den Saisons machte er in Italien einen Kurs als Bauzeichner. Schliesslich stieg er zum Vorarbeiter auf. Bereits in Italien engagierte er sich für den Partito Comunista Italiano (PCI). Auch in der Schweiz blieb Bruno Cannellotto politisch aktiv, was ihm eine Fiche eintrug und Jahrzehnte später seine Einbürgerung erschwerte. Cannellotto trat 1970 der Gewerkschaft Bau und Holz (GBH) bei, einer Vorgängerin der Unia. Noch im selben Jahr bot ihm die GBH eine Stelle als Funktionär an. Er sollte helfen, die italienischen Fremdarbeiter zu organisieren. 1974 heiratete Bruno Cannellotto seine Jugendliebe. Die beiden zogen nach Zürich. Sie haben zwei erwachsene Kinder. Seit 1999 geniesst Cannellotto seinen Ruhestand in einer Genossenschaftswohnung in Zürich Wiedikon.

erschienen in: Baracken, Fremdenhass und versteckte Kinder. Darum darf es in der Schweiz kein neues Saisonnierstatut geben, work Gewerkschaft Unia, 2020



Unterkunft für italienische Saisonniers in Zürich, 1961. Foto: Keystone/Photopress-Archiv/Bruell

Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr

Text: Max Frisch

Man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen. Sie fressen den Wohlstand nicht auf, im Gegenteil, sie sind für den Wohlstand unerlässlich. Aber sie sind da. Gastarbeiter oder Fremdarbeiter? Ich bin fürs letztere: sie sind keine Gäste, die man bedient, um an ihnen zu verdienen; sie arbeiten. Sie sprechen eine andere Sprache. Auch das kann man ihnen nicht übel nehmen, zumal die Sprache, die sie sprechen, zu den vier Landessprachen gehört. Aber das erschwert vieles. Sie beschweren sich über menschenunwürdige Unterkünfte, verbunden mit Wucher, und sind überhaupt nicht begeistert. Wäre das kleine Herrenvolk nicht bei sich selbst berühmt für seine Humanität und Toleranz und so weiter, der Umgang mit den fremden Arbeitskräften wäre leichter; man könnte sie in ordentlichen Lagern unterbringen, wo sie auch singen dürften, und sie würden nicht das Straßenbild überfremden. Aber das geht nicht; sie sind keine Gefangenen, nicht einmal Flüchtlinge. So stehen sie denn in den Läden und kaufen, und wenn sie einen Arbeitsunfall haben oder krank werden, liegen sie auch noch in den Krankenhäusern. Man fühlt sich überfremdet. Langsam nimmt man es ihnen doch übel. Was tun? Es geht nicht ohne strenge Maßnahmen, die keinen Betroffenen entzücken, nicht einmal den betroffenen Arbeitgeber. Es herrscht Konjunktur, aber kein Entzücken im Lande. Es sind einfach zu viele, nicht auf der Baustelle und nicht in der Fabrik und nicht im Stall und nicht in der Küche. Hitzköpfe, die nichts von Wirtschaft verstehen [...]. Aber am Feierabend, vor allem am Sonntag sind es plötzlich zu viele. Sie fallen auf. Sie sind anders. Man ist kein Rassist; es ist schließlich eine Tradition, dass man nicht rassistisch ist. Sie sind einfach anders. Sie gefährden die Eigenart des kleinen Herrenvolkes, die ungern umschrieben wird, es sei denn im Sinn des Eigenlobs, das die andern nicht interessiert.

Aus dem Vorwort von Max Frisch in: Alexander J. Seiler «Siamo Italiani – Die Italiener: Gespräche mit italienischen Arbeitern in der Schweiz», Zürich 1965

«EIN KLEINES HERRENVOLK SIEHT SICH IN GEFAHR: MAN HAT ARBEITSKRÄFTE GERUFEN, UND ES KOMMEN MENSCHEN.»

AUS DEM VORWORT VON MAX FRISCH IN: ALEXANDER J. SEILER «SIAMO ITALIANI – DIE ITALIENER: GESPRÄCHE MIT ITALIENISCHE ARBEITERN IN DER SCHWEIZ», ZÜRICH 1965

“HOW DOES IT FEEL?
TO BE WITHOUT A HOME
LIKE A COMPLETE UNKOWN
LIKE A ROLLING STONE”

BOB DYLAN

Der Tanz ums Provisorische

Das geplante Bundesasylzentrum in Zürich betont das Vorübergehende. Dabei könnte die Architektur so dauerhaft sein wie die Auseinandersetzung mit dem Problem.

Hans Georg Hildebrandt 12.04.2017

Das Duttweiler-Areal in Zürich West ist zwar Endpunkt einer dekorativen, neuen Brücke, aber zurzeit noch ein Werkhof mit Camion-Parkplätzen. Die Stadtbehörden, stets Möglichkeiten suchend, um die ihr vom Bund zugeteilten Menschen auf der Flucht oder auf Asylsuche unterzubringen, planen auf dem Areal ein Bundesasylzentrum, das dringend benötigt wird. Dort sollen neu eingereiste Personen wohnen, bis ihr Status abgeklärt ist, sowie Kinder und unbegleitete Jugendliche unterrichtet werden. Am 24. September werden die Stadtzürcher Stimmberechtigten über den Bau des Zentrums abstimmen.

Bereits entschieden ist, dass kein dauerhaftes Gebäude, sondern eines der zahlreichen Provisorien entstehen soll, für die die Stadt Zürich berühmt ist. Denn als stadteigene ‹strategische Landreserve› steht das Areal nach dem Willen der Stadtregierung für eine definitive Nutzung nicht zur Verfügung. Das geplante Zentrum soll gemäss SP-Stadtrat Raphael Golta einen ‹dörflichen Charakter› ausstrahlen und 25 Jahre halten. Ausgelegt ist es auf das beschleunigte Asylverfahren, das seit 2013 in einem anderen Provisorium getestet wird. «Die Stadt Zürich hat sich darum beworben, dieses Bundeszentrum zu bauen, denn die 360 dort untergebrachten Personen werden dem Kontingent der zurzeit rund 2700 Menschen angerechnet, die der Kanton uns zuteilt. Das heisst, wir müssen weniger eigenen Wohnraum suchen», sagt Kathrin Kuster, Departementssekretärin des Stadtzürcher Sozialdepartements. Wird das Vorhaben abgelehnt, kann die ‹Nimby›- Geisteshaltung einen Sieg feiern: Das Akronym steht für ‹not in my backyard›, nicht in meinem Hinterhof. Denn der Kanton Zürich müsste dann überall sonst nach Ersatzplätzen suchen, um die Bundeskontingente zu erfüllen.

Bitte nicht schön

Geplant hat das Provisorium das im temporären Bauen erfahrene Architekturbüro ‹NRS in situ›. Es plante bereits das ‹Basislager› in Zürich-Altstetten, eine Fusion aus Container- Wohnsiedlung für Asylbewerber und Cluster für junge Unternehmen aus der Kreativwirtschaft siehe Hochparterre 8 / 15. Hinzu kommen Pläne für zwei temporäre Wohnsiedlungen in Holzmodulbauweise in Seebach und Leutschenbach, weitere Vorhaben sind in Arbeit. «Auf dem Duttweiler-Areal wäre es allerdings genauso interessant gewesen, dauerhaft zu bauen und Nachnutzungen wie günstige Studentenwohnungen oder Gewerberäume vorzusehen», meint der Architekt Pascal Angehrn von ‹NRS in situ›. Die Ursache für temporäre Bauten liege oft im politischen Bereich. Sie müssten rasch akute Situationen lösen, dürften in der Nachbarschaft aber nicht auf zu viel Widerstand stossen. Auf einer strategischen Landreserve wie dem Duttweiler-Areal einen Konsens für definitive Gebäude und Nutzungen herzustellen, wäre in befristeter Zeit ohnehin kaum möglich. Menschen auf der Flucht und mit unklarem Status dürfen also nicht ‹schön› untergebracht werden. Das sähe nach der gefürchteten ‹Willkommenskultur› und teurer Bauweise aus. Gefragt sind technokratische Looks für bürokratische Vorgänge. «Vor diesem Hintergrund eine menschenwürdige Lösung zu finden, die auch städtebaulich einen Beitrag leistet, ist Aufgabe der Architekten», sagt Angehrn. «Mittlerweile erfahren wir aber ein Umdenken bei vielen Gemeinden: Sie sehen langfristige Lösungen mit Mischnutzungen oder Nachnutzungen vor.» Denn temporäre Bauten seien über den ganzen Lebenszyklus hinweg nicht unbedingt günstiger als beständige. «Das Modulare und das Temporäre funktionieren bei raschen, unvorhersehbaren Aufgaben, auf befristeten Standorten oder bei städtebaulichen Experimenten, um an bestimmten Orten unkompliziert Nutzungen zu initiieren.» Dass das Provisorium auf dem Duttweiler-Areal zum Providurium werde, befürchtet Angehrn dagegen nicht: «Temporäre Siedlungen werden weggezügelt, wenn ihre Nutzungszeit vor Ort abgelaufen ist, denn sie lassen sich andernorts weiterverwenden – vorausgesetzt, sie wurden flexibel geplant und robust gebaut.» Temporäre Wohnsiedlungen für ‹Personen des Asyl- und Flüchtlingsbereichs›, so die Sprachregelung, stehen auch in Zürich-Seebach zwischen Siedlungsrand und Autobahn oder auf den Fundamenten eines ausgedienten Getränkelagers in Leutschenbach. Sie seien dort als Zwischennutzungen gedacht, sagt Thomas Schmutz, Mediensprecher der Asylorganisation Zürich (AOZ), Bauherrin dieser Siedlungen. Auch Schmutz räumt ein, dass die Architektur provisorisch gehalten sei, um die Akzeptanz bei den Anwohnern zu erleichtern. Nachbarn solcher Wohnprojekte befürchteten oft, ihr Lebensumfeld würde abgewertet. In der Realität wichen diese Befürchtungen in aller Regel der Erkenntnis, dass sich nicht viel ändere.

Beständig wäre besser

Politischer Druck gegen das Bundesasylzentrum auf dem Duttweiler-Areal kam von bürgerlicher Seite, etwa vom Gewerbeverein Kreis 5. Es gebe zwei Probleme mit dem Projekt, sagt Elisabeth Schoch, Sprecherin des Vereins, Unternehmensberaterin und FDP-Gemeinderätin der Stadtkreise 4 und 5. Zum einen werde sich «das Providurium als Zürcher Prinzip ganz sicher auch hier durchsetzen». Zum anderen sei eine bloss zweistöckige Nutzung mitten im Hochhausquartier einer Stadt, die zum gemeinnützigen Wohnbau verpflichtet sei, nicht schlüssig. «Die rot-grüne Stadtregierung hat sich geweigert, zur Verwirklichung eines dauerhaften Projekts Hand zu reichen», so Schoch. Der Gewerbeverein wolle sich der Verpflichtung zur Flüchtlingsaufnahme keinesfalls verweigern, die Unterbringung im Basislager oder im Juchhof in Altstetten sei richtig. «Die Zwischennutzung auf dem Duttweiler-Areal ist dagegen eine vertane Chance.» Sinnvoller, findet Schoch, wären an diesem exponierten Ort ein Zentrum für das neue Quartier oder gemeinnützige Wohnungen gewesen, statt nun mittels eines Asylzentrums jene Durchmischung zu erzwingen, auf die während der Planung von Zürich West offenbar zu wenig Wert gelegt wurde. Bereits 2013 warf sich das Bauunternehmen Halter in die Bresche, um Alternativen für die Überbauung des Areals aufzuzeigen – inklusive Asylzentrum. Von der Stadt Zürich erhielt Halter allerdings keine positive Rückmeldung, und so verweist heute nur noch eine Website auf die aufwendig durchdachte Alternative. «Unser Vorschlag integrierte die Asylunterkunft in einen dauerhaften Bau mit Wohn- und Gewerberäumen», blickt der Bau- und Immobilienunternehmer Balz Halter zurück. «Wir waren der Ansicht, dass das Gelände städtebaulich und für die Stadtentwicklung mehr Potenzial hat, als Platz für ein Provisorium zu bieten.» Ein dreigeschossiger Sockelbau hätte Gewerbeflächen und das Asylzentrum enthalten, die zwei 65 Meter hohen Türme darüber Mietwohnungen. Private Investoren könnten und sollten an solchen Vorhaben weiterhin interessiert sein, bekräftigt Halter, der es auch für denkbar hält, die Leerstände in Büro- und Gewerbebauten für das Asylwesen zu nutzen. «Der Einbau nötiger Infrastrukturen wäre zwar kostenintensiv, aber ich kann mir vorstellen, dass er sich über einen Zeitraum von 25 Jahren rechnen würde.» Halters Projekt auf dem Duttweiler-Areal stand zwar der städtischen Sicht entgegen, auf der strategischen Landreserve komme nur ein Provisorium in Frage. Dass jenes im Gegenzug eine Überbauung mit dem Zeug zum Quartierzentrum auf 25 Jahre hinaus verhindert, stellt die städtische Sicht aber wiederum infrage. Die Kritik am geplanten Zentrum ist nicht fremdenfeindlich, und die Argumente wirken nachvollziehbar. Trotzdem dürfte auf den herbstlichen Abstimmungstermin hin Gehässigkeit aufkommen – schon deshalb, weil das Zentrum auch illegale Einwanderer verwalten darf. Da wird sich auszahlen, dass die Kosten im Rahmen bleiben: Total 24,5 Millionen Franken sind veranschlagt, wobei das Gebäude mit 18,8 Millionen um 3,6 Millionen unter der Vorgabe bleibt und nicht teurer als konventionelle Bauten wird. Zudem übernimmt der Bund als Mieter sämtliche Kosten. Vielleicht wäre es an der Zeit, auf Gehässigkeiten mit wirtschaftlichen Argumenten zu antworten: Asylsuchende kosten nicht nur, sondern schaffen auch Stellen, sorgen im Gewerbe für Umsatz und geben das vom Staat zur Verfügung gestellte Geld meist lokal wieder aus. Bei 2700 betreuten Personen und 3000 Franken Ausgaben pro Person und Monat fliesst eine ansehnliche Summe vom Bundeshaushalt ins städtische Sozialprodukt.

Für Pensionskassen zu unsicher

Inzwischen zeichnet sich eine Tendenz vom Temporären zum Soliden ab. 2016 etwa erstellte Schlieren Wohnungen für 58 Asylbewerber in einem auf Jahrzehnte ausgelegten Bau. Provisorien seien für Bedarfsspitzen geeignet, sagt Albert Schweizer, Bereichsleiter Liegenschaften der Stadt Schlieren. Doch das Problem sei dauerhaft, also brauche es auch dauerhafte Bauten. Menschen auf der Flucht werde es immer geben, und solide Häuser schüfen für sie eher ein menschenwürdiges Lebensgefühl. Der 2,8 Millionen Franken günstige Bau passierte die Abstimmung mit 78 Prozent Ja- Stimmen. Projektiert hat ihn Landis Architektur in Schlieren, ausgeführt das Zürcher Büro Suisseplan, die Wohnungen betreibt die Asylorganisation Zürich. Von der Idee, leerstehende Büros oder Gewerbebauten für das Asylwesen zu nutzen, hält Schweizer dagegen wenig: Die Bewilligungsverfahren seien zu aufwendig, und er bezweifle, dass sie positiv ausgingen. Weil das Asylwesen eine öffentliche Aufgabe ist, stellt in der Regel der Staat den Boden zur Verfügung. Es liegt an dieser Tatsache und nicht an einem grundsätzlichen Unwillen, dass private Investoren zurückhaltend sind, wenn es ums Investieren in Bauten für Flüchtlinge und Asylbewerber geht. «Als Anleger sind wir oft gezwungen, langfristiger zu denken als die Politik», sagt etwa Joris Van Wezemael, Portfoliomanager bei der Pensimo, die Anlagestiftungen für Pensionskassengelder leitet. Bei Projekten in Zonen für öffentliche Bauten seien Rückfalloptionen wie etwa eine Weiterführung als gewöhnliche Wohnbauten oft nicht gegeben. Somit seien die notwendigen Sicherheiten, um das zwangsgesparte Vermögen der Bevölkerung darin anzulegen, nicht gegeben, bilanziert Van Wezemael. Doch solange die Schweiz reich und durch internationale Verträge dem Asylrecht verpflichtet bleibt, und solange die Welt nicht aufgrund einer Reihe von Wundern ein ausgesprochen harmonischer Ort wird, solange wird die Schweiz Flüchtlinge unterbringen müssen – an dieser Tatsache führt kein provisorischer Bau vorbei. Je dauerhafter aber das Problem, desto logischer wäre es, dieses auch dauerhaft zu lösen. Zum Beispiel, indem die genannten Unsicherheiten beseitigt und sinnvolle, legale Möglichkeiten geschaffen werden, um Pensionskassengelder im Asylbereich zu investieren – was den allenthalben beklagten Investitionsstau der Pensionskassen verflüssigen helfen könnte. Wer weiss, vielleicht gibt es auch dazu bald eine Initiative.

Erschienen in: Hochparterre, Ausgabe 4/2017

«DIESES MODELL [BOARDING-HÄUSER] ENTSTAND[EN] ALS ANTWORT AUF ZWEI PROBLEME, DIE SICH IN DEN REIFEN KAPITALISTISCHEN GESELLSCHAFTEN SEIT DEM 17. JAHRHUNDERT ABZEICHNETEN: EINERSEITS DAS BESTREBEN, DIE ARMEN ZU KONTROLLIEREN, ZU BEHERBERGEN UND PRODUKTIV ZU MACHEN, ANDERERSEITS DER BEDARF DES MARKTES, DEN DURCH DIE ARBEIT VERDRÄNGTEN EINZELNEN ZU BEHERBERGEN.»

DOGMA & BLACK SQUARE: LIKE A ROLLING STONE. REVISITING THE ARCHITECTURE OF THE BOARDING HOUSE, 2016, S. 5, ÜBERSETZT VON L.C.W